



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kant und Kuno Fischer.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

tisches Motiv, und dieses Motiv macht ihn zum Giftverordner. Die direkten Personalsteuern, zumal in hohem Betrag und mit Unterscheidung der Einkommensquellen und Höherbelastung einiger Arten derselben, mögen der öffentlichen Meinung eine Zeit lang plausibel gemacht werden; in der Ausführung wälzen sie jederzeit und jelänger jemehr eine Flut von Unpopularität auf die Regierung. Sie können nur wachsen mittelst der sogenannten Steuerschraube, und die Regierung muß ängstlich sein mit der Anziehung dieser Schraube. Sie sind daher ein Mittel, die Regierung zu lähmen und abhängig zu machen von dem Parlament, das allenfalls Hilfe bringen kann.

Aber an diesem Gift stirbt der Liberalismus selbst. Es schwächt den nationalen Staat nicht bloß gegen die Liberalen, sondern gegen alle seine Feinde. Es schwächt die Popularität der liberalen Führer durch die bei der Ausführung sich ergebende Unpopularität der Maßregel. Es entzweit die sozialen Elemente, in denen der Liberalismus seine Stütze hat, untereinander und mit dem Staat.

Welches Gift die agrarisch-konservative Partei, die mit der Verfolgung des mobilen Kapitals den Liberalismus zu treffen meint, allen ihren wahren Zielen und Lebenselementen beibringt, ist wohl einer besonderen Ausführung wert, die aber in dem Raum des heutigen Briefes nicht mehr gegeben werden kann.

Dagegen würde die klerikale Partei von der Verfolgung des mobilen Kapitals, wenn sie die Regierung und die konservative Partei dazu verleiten könnte, den größten Nutzen ziehen. Sie würde beide auf lange Zeit verfeinden mit der breiten Schicht des gewerblich und geistig produktiven Mittelstandes, auf welcher der preußische Staat und die protestantische Bildung ruhen. Der Staat müßte sich der Hierarchie in die Arme werfen, und die evangelisch-konservative Partei wäre nur noch ein schwaches Anhängsel der Hierarchie. Von der sich selbst aufhebenden Ungereimtheit ihrer jetzigen sozial-politischen Forderungen würde sich die Hierarchie, die bekanntlich mit manchen Schichten der Demokratie gute Fühlung hat, zur rechten Zeit und im rechten Umfange zu dispensiren wissen.



## Kant und Kuno Fischer.



ie neueste Auflage von Kuno Fischers Geschichte der neuern Philosophie ist in der zweiten Hälfte des dritten Bandes der Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant gewidmet; am Schluß der Darstellung dieses Fundamentalwerkes des großen Philosophen bringt K. Fischer endlich eine Kritik der Lehre desselben, und nun höre man und staune: auch er zieht Kant nicht nur des Widerspruches

in sich selbst — das wäre für einen Hegelianer ja noch erlaubt, denn aus Widersprüchen erwächst ihnen ja die Wahrheit —; nein, er beschuldigt ihn auch, einen sachlichen Irrtum begangen zu haben, indem er die Grundlagen seines eignen Systems verleugnet und Lehren vorgetragen habe (in der zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft), welche ihm selbst schnurstracks zuwiderliefen. R. Fischers Worte lauten (S. 575): „Es ist unmöglich, die philosophische Differenz beider Ausgaben wegzureden“; und weiter (S. 576): „Was Kant an gewissen Stellen, die wegb bleiben konnten, buchstäblich behauptet hat, widerspricht den buchstäblichen Grundlehren, die nicht weggelassen werden durften und nicht weggeblieben sind.“

Jedem Verehrer Kants muß es hochwillkommen sein, daß endlich der große Meister der Geschichte der Philosophie sich mit dem Meister der Philosophie zu messen beginnt in Rücksicht auf den eigentlichen Kern der Erkenntnisse. Mancher wird aber doch überrascht darüber sein, daß R. Fischer der Nachwelt zeigt, wie Kant geirrt habe nicht in Bezug auf Kleinigkeiten, sondern in Bezug auf das Fundament seiner Lehre, nämlich die Frage, wie weit es dem Menschen möglich sei, zwar nur seine Vorstellungen, aber doch auch die Dinge in der Welt als wirkliche Dinge zu erkennen. Es war bis jetzt aus den Fischerschen Darstellungen wohl möglich zu erkennen, was er an andern Darstellungen Kants auszusagen hatte, auch wohl, worin er Kant nicht recht gebe, aber er hatte noch nicht seine eignen bessern Lehren an die Stelle der irrtümlichen Kantischen gesetzt und die Gründe entwickelt, welche ihm das Recht geben, Kant in seinem eignen Territorium der Unkunde und des Irrtums zu zeihen. Mit Trauer sehen ja längst die Verehrer Kants den lichtvollsten Darsteller desselben auf den Wegen eines Fichte und Schelling wandeln und behaupten, daß diese von Kant selbst verworfenen und durch die Geschichte der Wissenschaften, insonderheit durch die Erkenntnisse der Naturwissenschaft widerlegten irrenden Verehrer (aber nicht Schüler) Kants die korrekten Fortbildner des Königsberger Meisters seien; aber es ließ sich bisher noch nicht ad oculos demonstriren, daß dies nur dadurch möglich wurde, daß R. Fischer den Kant in seiner Fundamentallehre garnicht verstanden hat.

Jetzt liegen die Beweise klar vor. Folgende Thatsachen sind zu registriren.

R. Fischer erklärt: 1. Kants Lehre in beiden Ausgaben der Kritik der reinen Vernunft widerspreche sich selbst in der Fundamentalfolge. 2. Kant habe geirrt in Sachen des Idealismus. Die Worte lauten (S. 575): „Kant widerlegt den Idealismus, indem er seine Beweisführung von den Grundsätzen des reinen Verstandes umkehrt. . . . Wenn er jetzt zur Widerlegung des Idealismus behauptet, daß die Wahrnehmung der Materie nur durch ein Ding außer mir und nicht durch die bloße Vorstellung eines Dinges außer mir möglich sei, so ist dieser Beweis falsch, denn er widerspricht der eignen fundamentalen Lehre des Philosophen.“ 3. R. Fischer hält die Fichtesche Wissenschaftslehre für die

korrekte weitere Ausbildung der Kantischen Lehre, während Kant selbst sie für ein gänzlich unhaltbares System erklärt hat.

Wir stellen nun den Leser vor die Frage: Was ist von vornherein wahrscheinlicher, daß K. Fischer in Kants Gebiet irrt oder daß Kant in seinen eignen Grundlagen geirrt habe? Was ist wohl leichter zu glauben, wenn Kant betont, die zweite Ausgabe seiner Kritik der reinen Vernunft weiche von der ersten sachlich nicht ab, oder wenn Kuno Fischer behauptet, Kant irre sich darin über sich selbst, weil er sich selbst widerspreche? Was ist wohl glaubwürdiger, wenn Kant feierlich und öffentlich gegen Fichte, als einen, der nicht sein Schüler sei, protestirt, oder wenn K. Fischer behauptet, Fichte sei der ächte Schüler Kants? Wir bangen nicht, für wen die Geschichte entscheiden wird, für den Historiker oder für den Philosophen.

Von vornherein ist zu vermuten, daß ein so beharrlicher Widerspruch zwischen Kant und seinem Darsteller darauf beruhen müsse, daß der Historiker einen oder mehrere der Kunstausdrücke des Kantischen Sprachgebrauchs nicht durchdrungen und in der Folge mit einander verwechselt hat. Und so ist es in der That. Die technischen Ausdrücke Ding, Ding an sich, transcendentes Objekt, transcendentaler Gegenstand, Ding außer mir, braucht K. Fischer derartig promiscue und hält sie für so gänzlich gleich, daß es ihm sogar vorkommt, daß er ein Kantisches Zitat, in welchem der Ausdruck transcendentaler Gegenstand gebraucht ist, fortsetzt und kommentirt mit dem Ausdruck Ding an sich. Die Stelle lautet (S. 570): „Auf die Frage — sagt Kant —, wie in einem denkenden Subjekt überhaupt äußere Anschauung, nämlich die des Raumes, möglich sei, ist es keinem Menschen möglich, eine Antwort zu finden, und kann man diese Lücke unsers Wissens niemals ausfüllen, sondern nur dadurch bezeichnen, daß man die äußern Erscheinungen einem transcendentalen Gegenstande zuschreibt, welcher die Ursache dieser Art Vorstellungen ist, den wir aber garnicht kennen, noch jemals einen Begriff von ihm bekommen werden.“ „Ist aber — so fährt Kuno Fischer fort — das Ding an sich der unerforschliche Grund unsrer Vernunftbeschaffenheit und damit aller Erscheinungen, so muß es auch als der unsrer Sinnesempfindungen gelten.“

Nun hat der Kantische Satz mit dem terminus technicus transcendentaler Gegenstand Sinn, insofern dieser Ausdruck die Form der Gegenständlichkeit überhaupt in unsrer Vernunft bezeichnet; die Kuno Fischersche Fortsetzung des Satzes aber mit Ding an sich hat keinen Sinn. Denn Dinge an sich sind nicht die Ursache unsrer Sinnesempfindungen, auch nicht der Grund, daß wir Sinnesempfindungen haben können, wohl aber sind der Grund Gegenstände, deren Bedingung zur Möglichkeit der Erfahrung der transcendente Gegenstand heißt. Daß diese beiden Ausdrücke fundamental verschieden sind, kann man erschen aus der Stelle: „Denn die wirklichen Dinge der Vergangenheit sind in dem transcendentalen Gegenstand der Erfahrung gegeben.“ K. Fischer wird selbst nicht

meinen, daß dieselben in den Dingen an sich gegeben seien, welche ja überhaupt nie gegeben werden können, nach ihrem eignen Begriff am allerwenigsten in der Erfahrung.

Will man den Grundfehler K. Fischers an seiner Quelle entdecken, so findet man ihn am deutlichsten in seiner Unterscheidung zwischen Erscheinung und Schein. Er sagt (S. 570): „Der Philosoph [Kant] unterscheidet die Sinnenwelt von der Scheinwelt, die Erscheinungen vom Schein durch ihren notwendigen Zusammenhang, der auf einen Urgrund zurückweist. Ihr Zusammenhang folgt aus den notwendigen Vorstellungen unsrer Vernunft. Der Urgrund derselben ist das Ding an sich. Daher gehört das Ding an sich zwar keineswegs in die Erscheinung, wohl aber zum Charakter derselben, da durch Bejahung eines solchen unbedingten Urgrundes die Erscheinungen vom Schein unterschieden und fundirt werden, ohne diese Realität nur ein Traum wären, wenn auch ein zusammenhängender. Ding an sich und Erscheinung gehören dergestalt zusammen, daß jenes nicht verneint werden kann, ohne diese mitzuverneinen, d. h. in Schein zu verwandeln.“

Daß diese Lehre grundfalsch ist und im Widerspruch mit Kant steht, ist nicht schwer zu beweisen. Zunächst ist der Satz: „Das Ding an sich gehört zum Charakter der Erscheinung“ falsch und unkantisch. K. Fischer weiß, daß das Ding an sich nicht hinter und nicht in der Erscheinung ist; dennoch glaubt er, Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit der Dinge als Erscheinungen stamme von dem unbekanntem Etwas, dem Ding an sich (S. 568). Darin irrt er vollständig. Die Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit der Dinge als Erscheinung stammt nach Kant von der Anwendung der Funktionen der Erkenntnis, welche ihre Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit von der Unveränderlichkeit der transscendentalen Apperzeption haben. Was soll es überhaupt heißen: Die Erscheinungen tragen im Gegensatz zum Schein den Charakter des Dinges an sich? Ist dieser Charakter ein wahrnehmbarer, so ist er Erscheinung, aber nicht Ding an sich. Ist er aber nicht wahrnehmbar, so kann er auch nicht den Charakter eines Wahrnehmbaren bilden. Ist das Ding an sich aber Grund oder Ursache der Erscheinung, so bildet doch gewiß die Ursache einer Erscheinung niemals einen Teil ihres Charakters. Oder ist der Charakter des Donners etwa im Blitz zu finden? Da eine Wirkung aus mehreren verschiedenen Ursachen entspringen kann, ist es logisch unmöglich und fehlerhaft gedacht, daß das Dasein einer Ursache der Wirkung den Charakter ihrer spezifischen Unterscheidung von andern Wirkungen, welche auch ihre Ursache hatten, bestimmen könne.

Hier zeigt sich, daß K. Fischer die Entstehung des Scheines nicht kennt, und sich einbildet, der Schein habe keine Ursache. Er meint, etwas Wahrnehmbares mit dem Charakter des Dinges an sich sei Erscheinung, etwas Wahrnehmbares ohne den Charakter des Dinges an sich sei Schein. Hätte er, anstatt die Widerlegung des Idealismus zu korrigiren und zu tadeln, dieselbe ergründet

und aus ihr gelernt, so würde er zur Erkenntnis der Meinung gekommen sein, welche Kant über die Entstehung des Scheins ausspricht.

Kant sagt: „Man kann allen Schein darenin setzen, daß die subjektive Bedingung des Denkens für die Erkenntnis des Objekts gehalten wird.“ Und: „Ob diese oder jene vermeinte Erfahrung nicht bloß Einbildung sei, muß nach den besondern Bestimmungen derselben und durch Zusammenhaltung mit den Kriterien aller wirklichen Erfahrung ausgemittelt werden.“ Diese Kriterien sind aber nicht Dinge an sich, denn diese kennen wir nicht, und durch diese können wir nichts ausmitteln, sondern die Kriterien aller wirklichen Erfahrung sind die Anwendung der Erkenntnisfunktionen nach den Grundsätzen des reinen Verstandes auf den Gegenstand der Wahrnehmung.

Wenn wir z. B. einen Menschen im Nebel sehen und halten ihn für größer als er ist, so verfahren wir nach der Regel, daß alles im Trüben Gesehene ferner ist als das Klare; und die Gestalt würde in der That größer sein müssen, wenn sie mit denselben Umrissen, wie sie dem Auge gegeben wird, in größerer Entfernung sich befände. Diese Regel, die subjektive Bedingung des Denkens, führt aber diesmal zum täuschenden Schein, weil der Mensch in der That näher ist, als es scheint, und die Trübung seines Bildes nur durch den Nebel erzeugt wird. Wir zerstören diesen Schein dadurch, daß wir alle Erkenntnisfunktionen auf die Wahrnehmung anwenden und die Ursache der Täuschung uns klar machen, nicht aber dadurch, daß wir fragen, ob unsre Wahrnehmung den Charakter des Dinges an sich trage. Noch einfacher ist das Beispiel, wenn wir in der Dämmerung aus einer weißen Figur mit Hilfe der Einbildungskraft einen Geist machen und durch Zuhilfenahme aller Kriterien der Erfahrung, namentlich auch des Tastsinnes, die Erscheinung auf ihren richtigen Grund zurückführen, der uns wohl den Gegenstand so erscheinen läßt, wie er wirklich ist, aber mit dem Begriff vom Ding an sich gar nichts zu thun hat.

Den Kantischen Lehrbegriff des Dinges an sich hat eben K. Fischer mißverstanden. Er sagt (S. 569): „Die Beschaffenheit und Einrichtung unsrer Vernunft ist nicht das Letzte. Ihr und damit allen Erscheinungen überhaupt muß etwas zu Grunde liegen, das als solches nicht erscheint, vielmehr von allen Erscheinungen, von allen Vernunftformen, also auch von Raum und Zeit, völlig unabhängig, darum auch unerkennbar ist und von Kant mit dem Worte Ding an sich bezeichnet wird. Die Realität eines solchen Urgrundes hat der Philosoph niemals verneint. . . Was die Dinge an sich betrifft, so hat der Philosoph ihre transcendente Wirklichkeit stets bejaht.“

Also Kant soll die Realität eines Urgrundes, welcher weder Anschauung noch Vernunftform ist, zum Gegenstande einer Erkenntnis gemacht, d. h. sie nicht verneint, sondern ihre transcendente Wirklichkeit bejaht haben! Nun ist Wirklichkeit eine Kategorie, die nach Kants Lehre nur auf Erscheinung angewendet werden darf. Daher ist transcendente Wirklichkeit eine Wortzusammen-

stellung, die bei Kant nicht vorkommt und gar nicht vorkommen kann, weil sie dasselbe bedeutet wie etwa ein hölzernes Eisen oder ein gelbes Blau. Weiß denn K. Fischer nicht, daß Kant das Ding an sich *νοούμενον* genannt hat und Grenzbegriff? Sind Begriffe nicht Vernunftformen, und heißt *νοῦς* nicht Vernunft?

Es würde Kant nicht eingefallen sein, über etwas zu reden, wohin weder die Fähigkeit anzuschauen noch zu denken reicht. Aber K. Fischer verwechselt eben das Denkenmüssen mit dem Sein. Daß wir zu allem, was wir anschauen und denken, eine Ursache denken müssen, das ist nach dem allgemeinen Grundsatz der Kausalität sicher, aber Gedanken sind noch keine Dinge, sondern *νοούμενα*. Ob *νοούμενα*, welche erschlossene Begriffe sind, Existenz haben, das muß von andern Thatsachen aus erschlossen werden. Die Freiheit z. B. ist theoretisch ein *νοούμενον* als Idee, aber die Thatsache des Sittengesetzes weist nach, daß sie wirklich existirt als Bedingung zur Möglichkeit der Moral, das Ding an sich aber ist ein *νοούμενον* ohne das Merkmal der Existenz, welches allein durch Empfindung und Anschauung gegeben werden könnte, also ein völlig leerer Begriff. Darum kann die Erscheinung niemals den Charakter des Dinges an sich tragen.

Damit kommen wir zur Verteidigung Kants in Betreff jener notwendigen tiefsinnigen und volle Wahrheit enthaltenden Widerlegung des Idealismus, in welcher er fast Wort für Wort von K. Fischer mißverstanden ist.

Es handelt sich um die Grundfrage, ob die Dinge außer uns existiren? Berkley hatte gesagt: Sind die Dinge unsre Vorstellungen, so sind sie nicht außer uns und existiren nicht unabhängig von uns. Ihr wirkliches Dasein ist nur ein zusammenhängender, in sich konsequenter Schein. Kant war derselbe Irrtum untergeschoben worden. Ihm kam es daher darauf an, zu zeigen, daß freilich die Dinge außer uns existiren, obgleich sie von uns vorgestellt werden. Diesen Beweis führt er dadurch, daß er eine bestimmte Thatsache bringt, welche nur dadurch erklärlich und möglich ist, daß wir nicht bloß Vorstellungen in uns haben, sondern wirkliche Dinge außer uns wahrnehmen. Die Thatsache ist im allgemeinen die, daß innere Erfahrung überhaupt nur durch äußere Erfahrung möglich ist. Das Denken selbst ist eine Thatsache der innern Erfahrung, die einzige, die der empirische oder subjektive Idealismus als unbezweifelt gelten läßt. Wir können es unmittelbar im Bewußtsein beobachten als Erscheinung, die in der Zeit abläuft. Aber wir können die Zeit, in der wir denken, nicht bestimmen, mithin das Denken selbst nicht richtig beobachten, wenn wir nicht irgend einen festen Anhalt in der äußern Erfahrung haben. Denn jede Zeitbestimmung setzt etwas Beharrliches voraus, an dem eine Veränderung stattfindet. Es sind die Veränderungen der Dinge außer uns im Raum, welche die Zeit unsers eignen Daseins fixirbar, bestimmbar machen. Also könnten wir von dem Denken selbst nichts wissen, wenn nicht Dinge außer uns wahrgenommen würden. Die neuere Physiologie würde sagen: Das Denken ist unmöglich ohne Bethätigung des Stoffwechsels im Gehirn. Wenn dieser Stoff-

wechsel nicht stattfindet, so kommen alle transcendentalen Fähigkeiten nicht zur Entwicklung. Also ist die Thatsache der Entwicklung unsers Denkens und Anschauens ein genugsamer Beweis dafür, daß der Stoffwechsel im Gehirn nicht nur unsre Vorstellung, sondern auch eine vorgestellte wirkliche Thatsache ist. Kant deutet auf das Beispiel der Zeitbestimmung für alle irdischen Gegenstände durch die Bewegung der Sonne. Wir können auch an einen Schiffer erinnern, der die Zeit und Richtung seiner Fahrt an den festen Punkten außer ihm bestimmen muß, seien es Küstenstriche, seien es Sonne, Mond und Sterne. Würde man ihn in ein dunkles Verließ auf seinem Schiff einsperren, wo er weder Tag noch Nacht unterscheiden könnte, so hätte er zwar noch die Vorstellungen alle, die er sich früher erworben, aber sie würden ihm nichts mehr helfen zu irgend einer Zielbestimmung. Er muß die wirklichen Dinge außer ihm sich vorstellen, wie sie gegenwärtig erscheinen, dann nur kann er sie brauchen zur Bestimmung seiner Fahrt. Daher ist es ganz sicher: sobald ein Mensch die Zeit bestimmen soll, in welcher er lebt, so muß es 1. äußere Dinge wirklich geben, und 2. muß er sie wahrnehmen und vorstellen können.

Darum sagt Kant, daß die Bestimmung meiner Zeit nicht möglich sei durch bloße Vorstellungen, welche beharrlich sein können oder wechseln, sondern nur durch wirklich beharrende und wechselnde Gegenstände außer mir, welche ich aber wahrnehmen d. i. vorstellen muß. Seine Worte sind nach dem Vorhergesagten vollkommen klar: „Das bloße, aber empirisch bestimmte, Bewußtsein meines eignen Daseins beweist das Dasein der Gegenstände im Raum außer mir. . . . Das Bewußtsein meines eignen Daseins ist zugleich ein unmittelbares Bewußtsein des Daseins anderer Dinge außer mir.“

Was macht K. Fischer aus diesen unantastbaren klaren Sätzen? Er bildet sich ein, wirkliche Dinge außer uns seien Dinge an sich und nicht wahrgenommene Dinge, d. i. mögliche Erscheinungen, und meint nun, Kant widerspräche sich selbst, weil er einmal behaupte, Dinge an sich würden nicht wahrgenommen, und das andermal, wenn sie nicht wahrgenommen würden, so sei keine empirische Zeitbestimmung möglich. Er unterscheidet nicht zwischen unsrer Vorstellung von Dingen und Dingen, insofern sie vorgestellte Gegenstände sind. Er verwechselt eine beharrliche Vorstellung mit der Vorstellung von etwas Beharrlichem.

Kant setzte seine ganze gewaltige Kraft daran, den Streit zwischen empirischem Idealismus und transcendentalem Realismus zu schlichten und die Philosophie im transcendentalen Idealismus und empirischen Realismus auf die einzig mögliche Basis zu stellen, von der aus sie für alle Wissenschaften fruchtbar werden kann. K. Fischer dagegen reiht sich der Zahl derjenigen an, welche ihn trotz alledem für einen empirischen oder subjektiven Idealisten erklären nach Fichtes Vorgang.

Da wir den Niedergang der ganzen philosophischen Bewegung im deutschen Volke und die Verachtung der Philosophie geschichtlich entstanden sehen durch

die ungezügelte Phantasie jener angeblich großen Nachfolger Kants in Bezug auf die Naturwissenschaft und ihre Abirrung von Kant, so halten wir es für nötig und wichtig, die Jugend über den sonst so großen Geschichtschreiber in Bezug auf die entscheidenden Fundamentalwahrheiten aufzuklären und sie zu bitten, keinem Lehrer zu glauben, der behauptet, daß Kant sich sachlich selbst widersprochen habe.



## Thomas Carlyle.

### 1.



er Tod Carlyles (gestorben am 5. Februar 1881), des letzten Überlebenden aus der Generation großer englischer Schriftsteller im zweiten Drittel unsers Jahrhunderts, hat in England das Erscheinen mehrerer Biographien zur Folge gehabt. Carlyle war fünfundschtzig Jahre alt geworden, Grund genug, um nach englischer Sitte von langer Hand her für den Augenblick des Abscheidens größere biographische Darstellungen vorzubereiten. Den englischen Werken von Henry Nicoll, Howie Wylie, R. S. Shepherd, Moncure Conway und den von James Anthony Froude veröffentlichten „Erinnerungen“ (Reminiscences), die so große Erbitterung wachgerufen haben, folgt jetzt, als Begleitung zu einer neuen Übersetzung und Ausgabe des Carlyleschen Jugendwerkes „Sartor Resartus“, eine deutsche Biographie „Thomas Carlyle“\*) von Thomas A. Fischer auf dem Fuße.

Über fünfzig Jahre sind verflossen, seit der greise Goethe zuerst die Aufmerksamkeit Deutschlands auf den jungen schottischen Schriftsteller gelenkt hat. Die Verbindung Carlyles mit Deutschland und seine Sympathie für dasselbe ist immer rege geblieben. Fast sämtliche Schriften Carlyles sind ins Deutsche übertragen worden, die „Französische Revolution“ und „Friedrich der Große“ sind bei uns vielleicht verbreiteter gewesen und mehr gelesen worden als in England, die Herausgabe von „Oliver Cromwells Briefen und Reden“ hat das deutsche historische Urteil über den puritanischen Protektor und die ganze Geschichte der ersten englischen Revolution wesentlich umgestalten helfen, das denk-

\*) Thomas Carlyle. Eine Geschichte seines Lebens. Mit Benutzung der neuesten Quellen sowie handschriftlicher und mündlicher Mitteilungen verfaßt von Thomas A. Fischer, ordentlichem Mitglied der Carlyle Society. Leipzig, Otto Wigand, 1882.